

Nach drei Kreuzbandrissen im rechten Knie stand der Schwinger Pirmin Reichmuth vor dem Rücktritt. Aber er gab nicht auf – und zählt plötzlich zu den Favoriten auf den Königstitel im August. **Von Marco Ackermann**

Der Stehaufmann

Diesen Tag wird er nicht so bald vergessen. Vor zwei Wochen gewann der Schwinger Pirmin Reichmuth erstmals ein Kranzfest, das Zuger Kantonale in Rotkreuz. Im Siegerinterview übermannte ihn die Gefühle. Dieser Turm von einem Mann – 1 Meter 98 gross, 118 Kilogramm schwer, Schuhgrösse 49,5 – sagte mit wässrigen Augen: «Es hätte sein können, dass ich nicht mehr schwinde, ich war so nahe am Aufhören.»

Um Reichmuth ist in diesem Frühling ein Hype entstanden. Er hat derart stark geschwungen, dass er für manche Beobachter am Eidgenössischen im August in Zug als erster Anwärter auf den Königstitel gilt. Matthias Sempach, der zurückgetretene König von 2013, bezeichnet ihn als «Geheimtipp». Dabei hat Reichmuth erst zwölf Kränze in seinem Besitz.

Reichmuth, dieses einstige Supertalent, ist der Spitzenschwinger mit der vielleicht verrücktesten Krankenakte. Der wunde Punkt in seinem Körper befindet sich im rechten Knie. 23-jährig, hat der Zuger bereits drei Kreuzbandrisse erlitten, den ersten 2014, nach der überraschenden Schlussgang-Qualifikation am Innerschweizerischen vor seiner Haustüre in Cham. Als er im Frühling darauf das Comeback geben wollte, verletzte er sich im Training. Im «Blick» wurde er später mit der Aussage zitiert, dass er bei einem dritten Kreuzbandriss mit dem Schwingen aufhöre und vielleicht zum Kugelstossen wechsele. Und was passierte? Das Kreuzband riss im Februar 2017 tatsächlich wieder.

Nein, Kugelstosser ist Reichmuth nicht geworden. Heute sagt er, das mit dem Wechsel der Sportart sei nur eine flapsige Bemerkung gewesen. Aber dass es Gedanken an den Rücktritt gegeben habe, könne er nicht leugnen. Was Verletzungen betreffe, setze er sich wirklich ein Ultimatum. Er wolle keine Langzeitschäden riskieren. Heikel war eine Phase vor einem Jahr. Da spürte er im Training wieder ein Zwicken im Knie und stellte sich die Frage, ob dieser intensive Sport für ihn noch sinnvoll sei. Das Zwicken sollte sich aber als harmlos herausstellen.

Für das letzte Comeback hatte sich Reichmuth viel Zeit gelassen. Er hatte aus früheren Fehlern gelernt. Reichmuth denkt, dass er im Alter von 18 bis 20 Jahren zu aggressiv trainierte, Sehnen und Bänder mit seiner neuen Muskelmasse überforderte, die Hebelwirkungen mit seiner Körpergrösse zu heftig waren. Erst im vergangenen September, fast zwanzig Monate nach der Verletzung, als einige Konkurrenten die Saison 2018 bereits beendet hatten, kehrte er an die Wettkämpfe zurück. Er hatte gewartet, bis es für ihn im Kopf stimmte. Erstmals in seiner Karriere holte er sich Rat bei einem Mentalcoach. Seine Freundin, eine Handballtorhüterin



Pirmin Reichmuth nach seinem Sieg beim Urner Kantonalen Schwingfest. (12. 5. 2019, Bürglen)

Pirmin Reichmuth

«Piri» stammt aus einer klassischen Schwingerfamilie. Grossvater, Vater, Onkel, Brüder: Alle sind in diesem Sport gross geworden. Reichmuth begeisterte sich schon in frühester Kindheit für den Sport. 2016 holte er in Estavayer seinen ersten eidgenössischen Kranz. Das nächste Eidgenössische im August findet nur fünfzehn Autominuten von seinem Wohnort in Cham entfernt statt. In dieser noch jungen Saison gewann er das Zuger und das Urner Kantonale.

beim LK Zug, vermittelte ihn an Mark Schelbert, einen einstigen Handballprofi. Reichmuth sagt: «Früher war ich nicht der Typ, der offen genug war für so etwas. Ich war vielleicht stur. Aber nun dachte ich, ich könne nichts verlieren.» Es vergingen nur zwei Wochen, bis mit dem Mentaltraining die chronischen Knieschmerzen verschwanden.

Die Verletzungen haben aus Reichmuth einen anderen Sportler gemacht. Aufgrund des anfälligen Knies musste er Schwünge aus seinem Repertoire streichen, andere perfektionieren. Aber das ist nicht alles: Reichmuth ist auch ein anderer Mensch geworden. Die Auseinandersetzung mit seinem Körper hat seinen Horizont erweitert. Er hörte auf, im erlernten Beruf als Metzger zu arbeiten. Dort fehlte ihm die Abwechslung, der Kontakt mit anderen Menschen. Er bewarb sich um ein Sportstudium in Magglingen, begann letztlich ein Studium der Physiotherapie. Die halbe Woche verbringt er nun im bündnerischen Landquart.

Trotzdem trainiert er so oft wie möglich in der Heimat. Die Stimmung im Innerschweizer Team gefalle ihm. An den Trainingsweekends seines Teilverbands hätten sich die Schwinger über die Kantonsgrenzen hinaus prächtig verstanden, sie hätten jeweils bis in die Nacht hinein gejast.

In der Vergangenheit wurde den Innerschweizern immer wieder fehlender Teamspirit zum Vorwurf gemacht und oft als Grund dafür herangezogen, weshalb sie, die den grössten der fünf Teilverbände stellen, erst einmal in der Geschichte des Eidgenössischen den Schwingerkönig gestellt haben. Reichmuth kennt die alten Geschichten, aber er gibt nichts auf sie. Er sagt, da werde wohl «viel Mist» erzählt.

Nun, da das Eidgenössische wieder auf ihrem Territorium stattfindet, werden die Innerschweizer erneut im Fokus stehen. Ihre Anhänger dürsten nach einem zweiten König nach Harry Knüsel, dem Titelträger von 1986. Knüsel entstammt wie Reichmuth dem Schwingklub Cham-Ennetsee. Dieser Verein hatte in den 1980er Jahren eine goldene Generation, der auch Reichmuths Vater angehörte. Druck mache ihm diese Historie keinen, sagt Reichmuth. Sie sei für ihn eher beruhigend als belastend. Dank den einstigen Erfolgen von Knüsels Generation behalte er die Bodenhaftung. «So weiss ich, dass ich noch ganz viel gewinnen muss, um auf ihre Stufe zu kommen.»

«Früher war ich nicht der Typ, der offen genug war für Mentaltraining. Ich war vielleicht stur. Aber nun dachte ich, ich könne nichts verlieren.»

Die Sportwoche Von Benjamin Steffen

Stand jetzt lässt sich die Welt verbessern, aber nur gedopt

Was stimmt? Worte? Zahlen? Dementis?

Stand jetzt ist anzunehmen, dass **Erik ten Hag**, der begehrte Coach von Ajax Amsterdam, nächste Saison den FC Bayern trainiert. Müssen wir das glauben?

Jedenfalls sagte ten Hag am letzten Mittwoch, er denke nicht, dass er Ajax am Saisonende verlasse. Es sei zwar nichts sicher im Leben, aber er denke nicht an Abschied.

Damit befolgte er die Kommunikationsstrategie des Berufskollegen **Niko Kovac**, der Anfang April 2018 klar und deutlich gesagt hatte, es gebe keinen Grund für Zweifel, dass er im nächsten Jahr nicht Eintracht Frankfurt betreue – er sei bis 2019 Frankfurt-Trainer, «Stand jetzt». Mussten wir das glauben?

Einige Tage später gab der FC Bayern die Verpflichtung Kovacs bekannt.

Dieser Bayern-Trainer Kovac, in München seit Wochen infrage gestellt, sagte am letzten Donnerstag: «Wir müssen einfach lernen, dass unsere Welt besser werden muss.»



Danilo Hondo, Schweizer Strassenrad-Nationaltrainer, gab in einem Interview Eigenblutdoping während seiner aktiven Karriere zu. Er setzte den Verband vorher per Telefon in Kenntnis und wurde umgehend entlassen.

Michael Lauber, der Schweizer Bundesanwalt, erinnerte sich nicht daran, dass er **Gianni Infantino**, den Walliser Chef des Weltfussballverbands Fifa, nicht nur einmal, pardon, zweimal getroffen haben soll, sondern dreimal. Ende April fragte ihn ein SRF-Journalist, an wie vielen Treffen mit Infantino er teilgenommen habe, «heutiger Wissensstand». Lauber dazu: «Das sind diese drei, wir wissen das jetzt auch aufgrund der Agendeneinträge.» Es klang, als gehe es um die Deutung von Höhlenmalereien aus der Steinzeit, nicht ums eigene Leben. Müssen wir das glauben?

Danilo Hondo, der Schweizer Rad-Nationaltrainer, gab vor einer Woche zu, 2011 mit Eigenblut gedopt zu haben. Der Schweizer Verband entliess ihn. Zur Frage, ob Hondo noch aktiven Fahrern Dopingmittel beschafft hat, sagte der Sportdirektor **Thomas Peter** der NZZ: «Nach heutigem Stand kann ich mir nicht vorstellen, dass so etwas passiert ist.» Hondo sagte, nie sonst habe er gedopt.

Sprach er vom eigenen Leben nach heutigem Stand? Müssen wir das glauben?

Im September 2018 spielte der FC Basel in Bern gegen YB. Das Schussverhältnis lautete 15:10 zugunsten von YB, das Cornerverhältnis 5:4, Ballbesitz: 52%:48%. Am letzten Sonntag spielte der FC Basel wieder in Bern gegen YB. Das Schussverhältnis lautete 24:4, das Cornerverhältnis 9:2, Ballbesitz: 61%:39%.

Am letzten Sonntag war YB also viel, viel besser. Aber beim ersten Mal siegte YB mit dem Steinzeitresultat von 7:1 (Basler können sich nicht vorstellen, dass so etwas passiert ist), beim zweiten Mal nur 3:1. Müssen wir das glauben, nur, weil es Zahlen statt Worte sind? Ist YB wirklich Meister?

Es ist nichts sicher im Leben, ausser dass wir einfach lernen müssen, dass unsere Welt gedopt werden muss. Immerhin denkt sie nicht an Abschied (heutiger Wissensstand).

Wohlan denn – tragen Sie nicht zu viel in Ihre Agenden ein.